

Liebe Maturandinnen und Maturanden, sehr verehrte Eltern und Gäste, geschätzte Lehrerschaft,

als in Hollywood ein junger Drehbuchschreiber Regisseur Billy Wilder einst fragte, wie man ein gutes Script schreibe, antwortete der gebürtige Österreicher kurz und bündig: „Beginne mit einem Erdbeben und steigere ganz langsam!“ Ich wünschte mir, ich könnte ähnlich clever raten, wie das Drehbuch eures Lebens aussehen soll, was ihr, reif oder zumindest gereift, jetzt mit dem Rest eures Lebens anfangen sollt. Nur soviel: das Leben ist keine, wie es im Jargon heisst, RomCom - keine Romantic Comedy mit programmiertem Happy End.

Doch als einer, der in der ersten Hälfte des letzten Jahrhundert auf die Welt kam und 1968, im Jahr der grossen Bürger- und Studentenproteste, die Matura machte, weiss ich auch: Ja, es gibt ein Leben nach der Kanti, obwohl dieser Alltag meist nicht mehr so geordnet und verordnet verläuft wie jener an der Schule. Trotzdem, liebe Maturi und Maturae, nicht nur in diesen tröten Tagen der Fussball-WM gilt auch für euch: Nach dem Spiel ist vor dem Spiel. Die nächste Prüfung kommt bestimmt!

Beherzigt aber nicht ein Mantra, das Vince Lombardi, dem berühmtesten Trainer im American Football, zugeschrieben wird. Der Coach der Green Bay Packers soll seine Spieler in der Kabine jeweils wie folgt motiviert haben: „Winning isn't everything. It's the only thing“ - Gewinnen ist nicht alles, es ist das Einzige! Und beherzigt ebenso wenig die Skepsis, die ein französischer Diplomat während einer Unterredung äusserte: „Wir sind uns also einig, dass das in der Praxis funktioniert. Ob das aber auch in der Theorie funktionieren wird?“

Ich selbst wusste nach der Matura noch nicht so genau, was ich werden wollte. Ich wusste höchstens, was ich *nicht* werden würde. So schwankte ich zwischen Mittelschullehrer und Journalist, unterrichtete als Hilfslehrer Englisch und Französisch und berichtete als freier Sportreporter über Badminton, Curling oder Kanufahren, bis sich schliesslich „Die „Weltwoche“, die damals noch liberaler war als heute, meiner erbarmte und mich als Volontär anstellte.

Als Anglist hatte ich auf der Redaktion stets ein Apercu von Oscar Wilde vor Augen. Der scharfzüngige Ire hat einst bemerkt: „Der Unterschied zwischen Literatur und Journalismus besteht darin, dass der Journalismus unlesbar ist und die Literatur nicht gelesen wird.“ Das hinderte mich nicht daran, auf meinen ersten Artikel enorm stolz zu sein. Der unvergessliche Titel des Opus parvum, das während der Zypern-Krise 1974 erschien: „Die Flottenstärken im Mittelmeer“.

Bei der „Weltwoche“ begegnete ich einem älteren Journalisten, der so etwas wie ein Vorbild werden sollte. Es war Peter Schmid, ein drahtiger, zäher Berner Oberländer, der als „grand reporter“ fast ohne Unterbruch im Ausland auf Achse war und nur wenige Male im Jahr, meist unangemeldet, auf der Redaktion einfiel, um sich im Büro des Volontärs einzunisten und die im Lavabo auf der Toilette gewaschenen Socken zum Trocknen aufzuhängen. Eines Morgens traf ich ihn so im Büro an und erkundigte mich nach seinem Befinden, weil er etwas niedergeschlagen, ja fast depressiv wirkte. „Nei, nei, mir geit's guet“, sagte der rasende Reporter, „aber wüsst dr was? Mir goi d'Länder uus!“

Genau das, fand ich damals, möchte ich eines Tages auch mal sagen können. Soweit aber ist es nicht gekommen: Auf meinem Globus gibt es noch etliche jener weissen Flecken, die antike Kartografen mit „hic sunt leones“ - hier sind Löwen - zu beschriften pflegten. Und was

für eine Lehre habe ich aus diesem Umstand gezogen? Dass es unter Umständen naiv ist, globalen oder auch nur globalen Träumen nachzuhängen. Kann aber auch sein, dass Träume einen unbewusst steuern – obwohl nicht immer zum Ziel, so doch in die richtige Richtung.

Und überhaupt war ich zu spät geboren worden, um noch zu erleben, was eine frühere Generation von rasenden Reportern erfahren hatte. „Die meisten von uns waren sich einig“, berichtet der 84-jährige Richard Beeston vom „Daily Telegraph“ in seiner Autobiografie, „dass Auslandskorrespondent zu sein viel besser war als Arbeiten und uns erst noch vom Zwang befreite, erwachsen zu werden.“ Diesen Luxus, liebe Maturandinnen und Maturanden, habt *ihr* nicht. Zum einen wollen wohl kaum alle von euch Journalisten werden. Zum andern gehören Auslandskorrespondenten zunehmend einer bedrohten Spezies an. In den USA zum Beispiel trifft es noch einen internationalen Berichterstatter auf 1,3 Millionen Amerikaner.

Vertreter einer bedrohten Spezies dürften neuerdings auch Matura-Redner sein, ja Redner irgendwelcher Art überhaupt. In einer Zeit, da nicht mehr die Höhe des IQs, sondern die Zahl der Apps Status beschert, scheinen Redner aus der Mode zu kommen. Was gibt es Ätzenderes als einer, der nur den Mund auftut und das erst noch „unplugged“? Und was sind die Indizien dieses Niedergangs? Ich hatte auf meinem PC lange Zeit ein Korrekturprogramm, das den Begriff „Rhetorik“ mit finsterner Insistenz zu „Reitrock“ verbessern wollte.

Als ich unlängst beim Kundenanlass einer Zürcher Privatbank referierte, fragte mich die Event Managerin leicht beunruhigt: „Was? Sie reden nur? Ohne PowerPoint?“ Ihre Skepsis war angesichts des Themas – „Die amerikanische Nahostpolitik“ - nicht unbegründet: Aussenpolitik ist eher schwer verdaulich. Doch eine Rede zum Thema braucht nicht so langweilig zu sein wie die Biografie des früheren sowjetischen Parteichefs Leonid Breschnew, deren Besprechung ich vor Kurzem zitiert gesehen habe. „Das Buch ist so langweilig, dass sich ein tanzender Derwisch damit in den Schlaf lesen könnte...“, bemäkelte der Rezensent: „Würde es an der frischen Luft vorgelesen, die Vögel fielen wie gelähmt vom Himmel.“

Mein Glück, werte Anwesende, dass ich hier unter einem Dach reden darf – und ohne einen Beitrag zu den 30 Millionen PowerPoint-Präsentationen leisten zu müssen, die laut Microsoft täglich über die Beamer gehen. Selbst der US-Army sind inzwischen leise Zweifel gekommen, ob der Einsatz von PowerPoint immer und überall nötig ist. „Wir haben den Feind getroffen und er heisst Powerpoint“, überschreibt die „New York Times“ einen Artikel zum Thema. Das Blatt zitiert einen General der Marineinfanterie, der klipp und klar sagt: „PowerPoint lässt uns verblöden. Es ist ein gefährliches Programm, weil es die Illusion erweckt, wir könnten alles verstehen und kontrollieren. Aber nicht alle Probleme dieser Welt lassen sich auf Bullet Points reduzieren.“

Ich bin, liebe Maturi und Maturae, nicht technophob, wie das jetzt vielleicht den Anschein macht. Obwohl ich gerne zugebe, dass meine beiden Töchter mit Computern und Gadgets besser umzugehen wissen als ich. Ihr seid Kinder der Nuller-Jahre, der digitalen Dekade. Ich dagegen bin ein Spross der 60er-Jahre und noch analog gross geworden: mit Radio Beromünster, Schwarz-Weiss-Fernsehern, Schallplatten, Spulentonbändern, Wählscheibentelefonen, Schreibmaschinen und Telex.

Der wichtigste Beitrag der Sechziger zum aufziehenden Informationszeitalter war - wer weiss es noch? - der Fotokopierer. Das erste im Handel erhältliche Gerät – der Xerox 914, der über 290 Kilogramm wog - wurde im März 1963 an einen Metallwarenbetrieb in Pennsylvania ausgeliefert. Und was hatten die 60er-Jahre technisch sonst noch zu bieten? Sie waren die

Blütezeit der Weltraumfahrt, die am 21. Juli 1969 um 03.56 Uhr MEZ in der Mondlandung gipfelte. „Das ist ein kleiner Schritt für einen Menschen, aber ein grosser Sprung für die Menschheit“, sagte Astronaut Neil Armstrong, als er im Mare Tranquillitatis als erster Mensch den Mond betrat. Die Diskussion über den Nutzen der Raumfahrt hält heute noch an. Dazu, salopp, nur soviel: Anders als oft behauptet, sind weder Tang, ein nach Mandarine schmeckender Drink, noch Teflon oder Velcro Erfindungen der Nasa.

Indessen hat die digitale Dekade eine unglaubliche Fülle neuer Produkte und Dienstleistungen hervorgebracht. Ihr, liebe Maturandinnen und Maturanden, nutzt diese Erfindungen mit lockerer Selbstverständlichkeit. Schon eure Eltern aber dürfte die eine oder andere Innovation leicht bis echt überfordern. Denn was ist seit dem Platzen der Internet-Blase Ende der 90er-Jahre und dem Ausbleiben des Millennium-Bugs nicht alles von der Wirtschaft weltweit auf den Markt geworfen worden? Dazu ein kurzer Rückblick.

Zur Jahrtausendwende lanciert Microsoft mit Windows 2000 sein erstes Betriebssystem. 2001 taucht, noch eher belächelt, der iPod auf. 2002 kommt der BlackBerry, ein Smartphone, in die Läden. 2003 startet, erst kaum beachtet, die Social-Network-Website MySpace, erscheint zudem die Telefonsoftware Skype. 2004 findet sich in Harvard eine frühe Version von Facebook im Netz und fliessen einzelne Blogs in den Mainstream ein. Im selben Jahr geht an der Wall Street eine Firma namens Google an die Börse.

2005 sodann startet die Video-Website YouTube. 2006 liefert Nintendo das erste Wii aus, beginnt der Microblogging-Dienst Twitter zu zwitschern. 2007 lanciert Apple das iPhone und präsentiert Amazon den E-Book-Reader Kindle. Gleichzeitig fängt Doodle an, passende Termine zu finden. 2008 werden Netbooks populär. 2009 erscheint Windows 7. Und 2010 kommt, sehnsüchtig erwartet, Apple's iPad in die Regale. Die Liste ist unvollständig. Wenn Ihnen, werthe Anwesende, jetzt aber ob dieser totalen Digitalität der Kopf brummt, dann ist das nicht zufällig, sondern beabsichtigt.

Die Liste simuliert den digitalen Raum, in dem wir uns heute bewegen. Es ist ein flimmerndes, piepsendes, vibrierendes Ambiente, das uns, wie der Amerikaner Craig Watkins sagt, zu „ständiger partieller Aufmerksamkeit“ zwingt. Es ist ein Ambiente, das uns in einen Zustand des permanenten „On“-Seins versetzt – einen Zustand „konstanter Krise“ und des Bestrebens oder gar der Sucht, ja nichts zu verpassen. Ein Technologie-Experte sagt von sich, er lese kaum mehr, sondern power-browse immer öfter, „wie eine Laborratte, die ständig irgendwelche Tasten drückt, um winzige Häppchen sozialer oder intellektueller Nahrung zu erhaschen“.

Der Autor Hal Niedzviecki nennt diese schöne neue Welt die „Peep“-Kultur – „Peep“ wie in Peep Show. All die BlogPosts, Fotos, Videos, Tweets, Dating-Profiles und Friend Updates, warnt der Amerikaner, würden eine Kultur ohne Privatsphäre kreieren. Eine Kultur, „in der einer alles über alle wissen will und im Gegenzug sicherstellt, dass alle alles über ihn wissen.“

Schwammig erinnere ich mich an die Zeit, als es hiess, Computer würden uns helfen, Zeit zu sparen. Heute scheint das Gegenteil der Fall zu sein - oder wie es „Newsweek“ formuliert: „Das Internet gibt uns lediglich mehr Möglichkeiten, nichts Gescheites zu tun.“ Auf jeden Fall nutzen heute weltweit jeden Tag rund 1,8 Milliarden Menschen das Netz. In den USA öffnet ein Internet-Benutzer im Schnitt 37 Mal pro Stunde ein anderes Fenster.

Da stellt sich schon die Frage, ob und, falls ja, wie Computer unser Hirn verändern. Experten sind sich, wie oft, nicht einig. „Die Technologie verdrahtet unsere Gehirne neu“, sagt die

amerikanische Hirnforscherin Nora Volkov. Sie vergleicht den Lustgewinn digitaler Stimulation weniger mit Alkohol- oder Drogensucht als viel mehr mit dem Ess- oder dem Geschlechtstrieb. Beide Triebe, sagt die Wissenschaftlerin, seien für den Menschen zum Überleben notwendig, wirkten sich aber, im Übermass konsumiert, schädlich aus.

Forscher vermuten, dass die ständige digitale Stimulation vor allem bei Kindern, deren Hirn noch nicht voll entwickelt ist, Aufmerksamkeitsdefizite verursacht. Sie untersuchen, ob die virtuelle Kommunikation die Fähigkeit von Jugendlichen beeinträchtigt, nachhaltige soziale Kontakte zu knüpfen. Derweil hat eine Studie der Universität Michigan ergeben, dass College-Studenten heute rund 40 Prozent weniger Einfühlungsvermögen zeigen als ihre Altersgenossen vor 20 oder 30 Jahren.

Der Techno-Blogger Nicholas Carr, der vor zwei Jahren durch den Artikel „Is Google Making Us Stupid?“ im Magazin „The Atlantic“ Aufsehen erregt hat, sagt von sich selbst: „Ich habe im Laufe der letzten Jahre den unangenehmen Eindruck gewonnen, dass jemand, oder etwas, an meinem Hirn herumbastelt und dessen Schaltkreise sowie das Gedächtnis neu programmiert. Mein Denkvermögen nimmt, soweit ich es feststellen kann, nicht ab, aber es verändert sich.“ „Ich denke, also bin ich“, formulierte im 17. Jahrhundert der französische Philosoph René Descartes.“ Gilt sein Grundsatz noch heute? Oder heisst es in Zukunft: „Ich google, ich surfe, ich uplade, also bin ich?“

Muss am Ende – Achtung, Witz! – gar die Bibel umgeschrieben werden? Sollte im Neuen Testament, im Prolog des Johannes-Evangeliums, statt „Im Anfang war das Wort“, nicht besser stehen: „Im Anfang war das Bit, und acht Bit waren ein Byte und 1024 Byte waren ein Kilobyte“? Jedenfalls erinnert mich der ganze Hype um Apps, Pods und Tweets mitunter an den Tanz ums Goldene Kalb. Nur heissen die Götter heute Bill Gates, Steve Jobs, Sergey Brin oder Marc Zuckerberg.

Doch ich will euch, liebe Maturandinnen und Maturanden, nicht die Freude an den Errungenschaften der digitalen Dekade und schon gar nicht den Optimismus vergällen, was eure Zukunft in einer digital revolutionierten Welt betrifft. Auch ich weiss natürlich, dass das Internet viele gute Seiten hat und das Web zu einer fast unersetzlichen Informationsquelle geworden ist. Ausserdem lehrt uns die Geschichte, dass die Menschheit epochalen Erfindungen erst argwöhnisch gegenüber zu stehen pflegt. Und dass die Menschen die kurzfristige Auswirkung von Innovationen oft überbewerten, deren langfristigen Folgen aber unterschätzen. Niemand weiss, wie wir in zehn, zwanzig oder dreissig Jahren über das Internet und das WorldWideWeb denken. Was hat Mao Tzedongs Weggefährte Zhou Enlai einst auf die Frage geantwortet, was er als chinesischer Kommunist von der französischen Revolution halte? „Es ist noch viel zu früh, um etwas zu sagen“, bemerkte Zhou trocken.

„Die Grenzen meiner Sprache sind die Grenzen meiner Welt“, hat der österreichisch-britische Philosoph Ludwig Wittgenstein in seinem 1922 erschienenen Werk „Tractatus Logico-philosophicus“ geschrieben. Wer seine Sprache nicht pflegt, der engt sich geistig ein. In diesem Sinne, liebe Maturi und Maturae, rate ich euch, vor lauter digitaler Vernetzung euer Sprachvermögen, euren Wortschatz und euren gesunden Menschenverstand nicht pausieren zu lassen oder gar zu löschen.

Geht künftig hin und wieder an die Grenzen und geht auch über die Grenzen hinaus! Nur wer Grenzen überschreitet, kann Neuland entdecken. Und nur wer Grenzerfahrungen macht, kann lernen, wie weit das Spielfeld unseres Lebens ist. Natürlich weiss ich, dass es noch immer viele, viel zu viele Grenzen gibt. Google hat gestern Abend um 19.04 Uhr zum Stichwort

„borders“ innert 0,19 Sekunden 49'600'000 Ergebnisse vermeldet. Das braucht euch nicht zu kümmern. Gründet unerschrocken eine neuen Organisation: „Maturanden ohne Grenzen“!

Ich danke, werte Anwesende, für Ihre Aufmerksamkeit und Geduld.

Ignaz Staub, 24. Juni 2010